



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus Dankbarkeit.

und Gott weiß, ob er es jemals wieder bekommen wird. Wegen der in Natal herrschenden Zeckenpest (East-coast fever) ist nämlich am Umzimkuu zwischen der dortigen Kolonie und Ostgrualand die Grenzsperrre eingetreten, die Jahr und Tag dauern kann. Sobald in einem Bezirk von der Regierung ein einziger Fall dieser schrecklichen Viehseuche konstatiert worden, gilt er amtlich für wenigstens 18 Monate als infiziert, und der betreffende Farmer darf von Glück reden, wenn man ihm sein sonstiges Vieh, sei es nun gesund oder krank, noch läßt, von einem Transport mittels Ochsenwagen kann aber von jenem Tag an keine Rede mehr sein.

M'Kiti hatte drei Weiber; eines derselben ist ihm unlängst plötzlich gestorben. (Ein kurzer Bericht hierüber findet sich im „Vergizmeim.“ September-Nr. 1908 Seite 201). Der Knabe, dem sie kurz zuvor das Leben gegeben, wurde von mir getauft und starb zwei Wochen später im Kinderasyl in Lourdes. Die eine seiner noch lebenden Frauen, das sog. Großweib, ist bekleidet; es gehört das hier zum guten Ton, die andere gibt sich als reine Heidin; desgleichen der Mann, der bisher vom Christentum absolut nichts wissen wollte. Möglich jedoch, daß er einst auf dem Totenbett oder auch früher, wenn ihn Gott noch länger in die Kreuzeschule nimmt, anders denken wird.

Diesmal war ich im betr. Kraal, der aus mehreren Hütten besteht, zu einem siebenjährigen Knaben gerufen worden, der stark an der Ruhr litt. Sein Zustand schien mir zwar bedenklich, doch wollte ich mit der Taufe noch ein paar Tage warten, allein die Weiber batzen mich so dringend, ihn sogleich zu tauften, daß ich schließlich nachgab. Zuvor legte ich jedoch dem Knaben dringend ans Herz, er müsse, falls er wieder gesund würde, zum Unterricht in unsere Schule kommen. Da er dies mit aller Bereitwilligkeit versprach, taufte ich ihn auf den Namen „Vinzenz“ und erteilte ihm zugleich die letzte Oelung. Denn, da die Krankheit mit Fieber verbunden war, fürchtete ich, sie möchte einen tödlichen Verlauf nehmen. Und so war es auch. Zwei Tage später kamen die beiden Frauen nach Emaus, und eine von ihnen trug den kranken Knaben auf dem Rücken. Sie wollten ihn hier lassen, was ich gerne gestattete. Hier hatte er doch viel bessere Kost und Pflege, als daheim, im heidnischen Kraal, wo er wie ein armes Hündchen am Boden lag.

Ich hatte ihm und den beiden Frauen ein eigenes Zimmerchen angewiesen. Am folgenden Tag kam auch der Vater, um nach seinem Sohne zu sehen. „Wie geht es dir, mein Sohn?“ fragte er beim Eintritt. Der Knabe antwortete: „Mein Herr, es geht mir nicht gut.“ (Es wunderte mich, daß er ihn mit „Herr“ und nicht mit „Vater“ ansiedete, doch in ganz heidnischen Gegenden ist das allgemein üblich). Der arme Mann blieb geraume Zeit in großer Trauer neben seinem kranken Söhnen sitzen, und als es am kommenden Tage starb, bestellte er eigens einen Sarg, um es möglichst feierlich bestatten zu lassen. Bei der Beerdigung auf unserem Friedhof betonte er streng, daß die Füße des Verstorbenen nach Sonnenuntergang, der Kopf nach Sonnenaufgang gewendet sei. Wir konnten dieser Forderung um so leichter nachkommen, als sie ganz mit dem christlichen Ritus übereinstimmte.

Sonntag, den 7. Oktober 1907. — Wir haben heute ein recht kaltes Wetter. Gestern hat es auf den Drakensbergen sogar geschneit, weshalb die ganze herr-

liche Gebirgskette mit Schnee bedeckt ist. Es ist das um so merkwürdiger, als wir jetzt am Beginn des Sommers stehen. Hier haben wir ziemlichen Regenfall; es nebelt und rieselt den ganzen Tag. Nach der monatelangen Trockenheit begrüßt das jeder Farmer mit Freuden, denn erstens beginnt jetzt bald die Zeit der Aussaat, und, was noch dringender not tut, das Weideland verjüngt sich wieder mit frischem Grün, und das arme, vielfach bis auf Haut und Knochen abgemagerte Vieh findet nun hinreichendes Futter. Leider besteht noch immer die Gefahr der Zeckenpest. Ein Bezirk nach dem andern wird als gesperrt erklärt, und bald ist der Transport mit Ochsenfuhrwerk eine Unmöglichkeit geworden. Von solchen Zuständen hat man in Europa gar keine Idee.

Emaus, 30. Sept. 1907. — Heute zog hier ein großer Schwarm Heuschrecken vorbei; es dauerte wohl $\frac{3}{4}$ Stunden, bis er vorübergelaufen war. Wir läuteten, um ihn zu vertreiben, mit der Stationsglocke. Allerdings stehen noch keine Früchte auf dem Feld, denn die Aussaat hat erst begonnen, und somit können uns gegenwärtig die Heuschrecken wenig schaden, allein das Lästige ist, daß man sie von einem Platz, auf dem sie sich einmal niedergelassen haben, kaum mehr wegbringen kann. Denn diese Gottesplage vermehrt sich, wegen der zahllosen Eier, welche die Weibchen legen, rasch ins Unerlässliche. Der Schwarm zog gottlob wieder fort und ließ sich jenseits der Berge, wahrscheinlich im dortigen Urwald, nieder.

Im Jahre 1897 trat die Heuschreckenplage am schlimmsten bei uns auf. Damals haben sie uns die Ernte vollständig aufgefressen, und für die armen Käffern gab es ein wahres Hungerjahr. Wohl versuchte man alles Mögliche, sich der Plage zu entziehen, umsonst; einer solchen Gottesgeißel gegenüber steht der Mensch einfach wehrlos da. Vergebens griff auch die Regierung ein. Sie lieferte einen „Gistanreger“, der in warmem Wasser aufgelöst wurde, in das man sodann einige lebendig gefangene Heuschrecken eintauchte und sie wieder steigen ließ in der Hoffnung, sie würden sich unter größere Schwärme mischen und sie alle miteinander vergiften. Vergebliche Liebesmüh! Und gesetzt auch, es kämen dadurch einige Tausend oder Hunderttausende um, was bedeutet das unter diesen ungezählten Millionen und Milliarden von Heuschrecken, die in solchen Zeiten übers ganze Land hinschwärmen?

Gegenwärtig beschränkt man sich mehr darauf, die jungen, noch nicht flüggen Heuschrecken, die sogenannten „Függänger“, zu vernichten. Hier ist die Aussicht auf Erfolg größer. (Siehe „Vergizm.“ Jahrgang 1908, Seite 151).

Aus Dankbarkeit.

Die im vorigen Jahre veröffentlichte Artikelserie „Aus der Blumen- und Kinderwelt“ von Schwester Engelberta hat offenbar in weiten Kreisen das Interesse für unsere schwarzen Kleinen neu geweckt. Von da und dort kamen der Verfasserin Anerkennungsschreiben zu, nebst mancher Liebesgabe für die Kinder in Czenstochau. So erhielt unser „Weilchen“, Sophia Rosa, (vor der Taufe Nomagogoji genannt), von einer jugendlichen Wohltäterin in Köln nebst einem herzigen Briefchen ein recht hübsches, veilchenblaues Kleidchen, und auch Po (Silas), unser kleiner „Wald-

meister" bekam aus einem Kloster der guten Hirtinnen in Nordamerika einen interessanten Brief.

Sophie und Silas hatten natürlich darob eine ganz unbeschreibliche Freude und beilten sich sofort, ihren guten Wohltäterinnen in der weiten Ferne geziemend zu danken. Leider kam nun Sophies Brief nebst einem von Schwester Engelberta persönlich beigelegten Dankschreiben, das am 2. Juli 1908 von hier abgesandt worden waren, Mitte Oktober als unbestellbar wieder nach Czenstochau zurück, nachdem es mehrere Wochen „postlagernd“ in Köln gelegen hatte; von dem nach Amerika abgesandten Brief haben wir gar nichts mehr gehört, sodaß wir ebenfalls zweifeln, ob er an seinem Bestimmungsort angekommen ist. Damit nun aber unsere geehrten Wohltäter und Wohltäterinnen nicht glauben, es fehle uns und unseren Kindern an der schuldigen Dankbarkeit, wollen wir heute den Brief der kleinen Sophie im „Vergißmeinnicht“ veröffentlichen. Er ist natürlich kaffrisch geschrieben, und wir geben ihn hier in etwas freier deutscher Uebersetzung wieder. Er lautet:

Czenstochau, 2. Juli 1908.

Meine liebe Freundin!

Ich habe Deinen Brief und auch das Paketchen erhalten. O, ich habe mich darüber so sehr gefreut, daß ich beinahe den Verstand verloren hätte! Ich danke Dir und rufe aus: „Gott möge es Dir vergelten und Dir viel Gutes zurückzustatten!“ Geehrte Wohltäterin, es fehlen mir die Worte, Dir genug zu danken; darum will ich für Dich um Glück und Segen beten zum Herrn. Er möge Dir alles vergelten an meiner statt. Du hast mich um das Gebet ersucht; das will ich auch tun. Ja, ich verspreche es Dir, treu und fleißig will ich beten nach Deiner Meinung; aber auch ich bitte um Dein Gebet, vor allem, daß ich brav und foligiam bleibe gegen meine Lehrer und Vorgesetzten.

Am 26. April ward mir ein großes Glück zu teil; an jenem Tag empfing ich meine erste heilige Kommunion. O wie habe ich mich gefreut! — Mein Alter ist ungefähr 16 Jahre. Ich bin nicht groß gewachsen, bin weder dick noch stark; ich bin ein Waisenkind. Heute ging ich wieder zur hl. Kommunion und betete für Dich aus ganzem Herzen. Ich bin fertig, denn ich habe keine Worte mehr. Lebe wohl und grüße mir alle Deine Lieben und Freunde von mir!

Ich bin Deine

Sophia Rosa Mvemve.

Hier ist noch ein Wunsch von mir: bitte, sage mir Deinen Familiennamen.

Ein Ding, das ich sehr wünschte, sind Schuhe.

Diesem Briefe hatte Schwester Engelberta folgendes Begleitschreiben beigefügt:

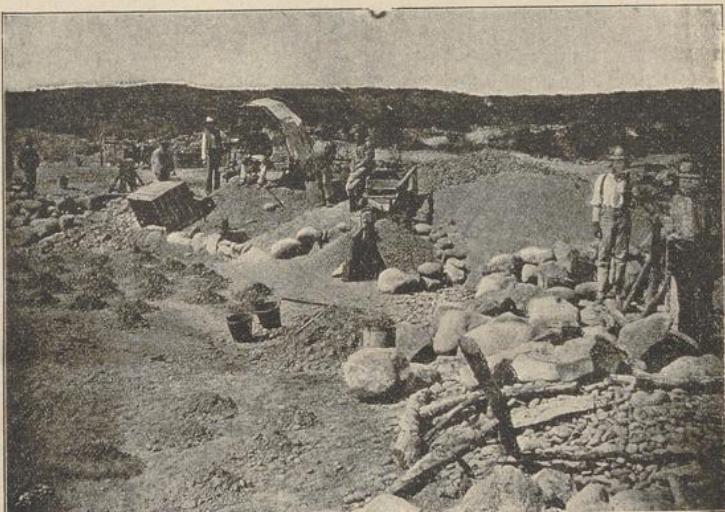
Sehr geehrtes lb. Fräulein!

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr mich Ihre geschätzten frdl. Zeilen freuten! Unsere gute Sophia Rosa aber weinte Freudentränen beim Empfang Ihres Geschenkes und eilte sofort der Kirche

zu, um vor der Statue des göttlichen Herzens Jesu für Sie zu beten. Offenbar hat Ihnen der liebe Gott den Gedanken eingegeben, unseren schwarzen Kindern etwas zu schicken; ich hatte ihm während der letzten Zeit gar oft deren Armut und Not geflagt.

Geehrtes Fräulein fragen mich, womit Sie unseren Kindern eine Freude machen könnten. O, mit allem Möglichen. Die Kinder meiner Dorfschule sind wirklich recht arm; sie müssen sich alle selbst kleiden, und oft wollen meine Bübchen nicht in die Schule kommen, weil das einzige Höschchen, das sie für Sonn- und Werkstage tragen, schon ganz verschlissen ist. Die Mädchen aber, deren ich sehr viele habe, besitzen meist nur ein oder höchstens zwei Kleidchen, und wenn sie dasselbe Samstags am Flusse waschen, hüllen sie sich in alte Decken, setzen sich in's Gras und warten da in Geduld, bis ihr Röckchen wieder trocken ist.

Welch' eine Freude könnten Sie nun unseren lb.



Diamantwäsche bei Gongong am Vaalfluss (Südafrika).

Unter einem Zeltbach sitzt der weiße „Baas“. Rechts von ihm die „Griddle“, d. h. ein Gestell mit aufgehängtem beweglichen Sieb. Davor der gesiebte Gerölthalmen. Die Holzbottiche und die „Notary“, d. h. der Waschapparat, stehen hinter den beiden Käffern rechts am Zeltbach.

Kleinen machen, wenn Sie ihnen gelegentlich einige Stoffrestchen schicken wollten. Wir würden sie gerne zu Kleidchen und Hemden verarbeiten, und es wäre uns damit ein großer Liebesdienst erwiesen. Des aufrichtigen Dankes und fleißigen Gebetes sowohl der Kinder wie ihrer bereits christlichen Eltern dürften Sie stets versichert sein.

Geehrtes Fräulein fragen auch, ob unsere Kinder hier Hüte und Mütchen tragen. Gewiß, die Knaben tragen gerne Hüte, und kleinere Kinder Häubchen oder etwas dergleichen, d. h. wenn sie welche geschenkt bekommen; kaufen können sie sich so etwas allerdings nicht. Größere Mädchen tragen gerne schwarze oder buntsfarbige Kopftücher. O, wie sehr würde ich mich mit meinen Kindern freuen, wenn einmal ein Kistchen mit solchen Sachen ankäme. Wäre das ein Jubel für ganz Czenstochau! Mit Vorliebe pflegen wir solche Geschenke für die hl. Weihnachtszeit zu reservieren, wo sie dann unter den Christbaum gelegt und von den Kindern mit einer Ehrfurcht entgegengenommen werden, als wären sie direkt vom

Himmel gekommen. Das Notwendige wird natürlich das ganze Jahr hindurch verabreicht, und auch der Gedanke, daß das Geschenk von den lieben Wohltätern aus dem fernen Europa oder Amerika komme, weckt die edelsten Gefühle in den Herzen der dankbaren Kinder. Ich wollte nur, Sie hätten persönlich Zeuge sein können von der Freude und dem Jubel unserer Kinder beim Eintreffen Ihres Briefes und der Geschenke an Sophia Rosa. Neidlos hüpfsten und sprangen sie um die Beglückte herum und betrachteten mit Staunen die schöne Gabe, namentlich aber ihr eigenes Bild, das Sie mitzusenden die Güte hatten. Sie fanden dasselbe überaus schön und lieb und knüpfsten manch' sinnige Bemerkung daran. „Unsere Wohltäterin ist noch jung“, sagten sie, „und blickt uns recht freundlich an. Gewiß hat sie auch ein schönes, edles Herz.“ Die kleine zwölfjährige Greti aber meinte: „Die hat gewiß der göttliche Heiland auch recht lieb. u Mülukulu ambujisela, Gott möge Sie segnen!“ Zuletzt aber vereinigten sich alle in dem Wunsch, die edle, weiße Freundin möchte persönlich zu ihnen nach Afrika kommen und ihre Lehrerin werden. —

Zum Schlusse nochmals ein herzliches, tausendfaches „Bergelt's Gott!“ Wollen Sie uns und unserer Mission auch fernerhin Ihr geneigtes Wohlwollen bewahren, etwaige Sendungen aber mögen Sie, um jedem Irrtum vorzubeugen, mit dem Bemerkten versehen: „Für die Schule der Schwester Engelberta in Czenstochau.“ Das Packetchen selbst aber sende man gesäßig an die an der Kopfseite des „Bergischmein nicht“ angegebene Vertretung von Mariannhill. Sollten die einlaufenden Gaben die eigenen Bedürfnisse übersteigen, so werden wir bereitwilligst dafür Sorge tragen, daß auch die Kinder anderer Missionsstationen das Nötige bekommen.

In vorzüglicher Hochachtung zeichnet
Ew. Wohlgeboren
dankbar ergebenste
Schw. M. Engelberta, C. P. S.

NB. Die Adresse für einen Brief lautet:
Sr. Engelberta, Czenstochow, Dronk-Vlei, Natal.

Der Kaffer als Landwirt.

Von Br. Rufinus, O. C. R.

Reichenau. — Kann ihm leider kein großes Lob spenden, dem Durchschnittskaffer, was landwirtschaftliche Kultur anbelangt. Einzelne rühmliche Ausnahmen gibt es wohl, allein sie bleiben eben Ausnahmen. Gewiß, der Landwirt ist in erster Linie vom Segen Gottes abhängig, viel mehr als der Handwerker und der Kaufmann; bei ihm heißt es buchstäblich: „wenn Gott nicht will, steht alles still“; allein deswegen tut er doch alles, was in seinen Kräften steht, um eine gute Ernte zu erzielen. Er schaut auf eine sorgfältige Bearbeitung des Ackerfeldes, auf Zufuhr von Dünger, auf die Fernhaltung und Beseitigung des Unkrautes usw. Dies alles tut der Kaffer entweder gar nicht, oder nur in sehr mangelhafter Weise, und zwar obgleich er hierin das gute Beispiel des europäischen Farmers seit Jahren vor Augen hat.

Den Küstenstrichen entlang, wo niemals ein Frostwetter einfällt, und daher aber auch kein Unkraut erfriert, sondern Sommer und Winter hindurch fortwährt, pflügt der fleißige Farmer sein Feld zweimal.

Das erstmal wenige Wochen nach der Ernte, kurz vor Beginn des Winters, das zweitemal im Frühling, unmittelbar vor der Aussaat. So etwas nachzuahmen fällt dem Kaffer gar nicht ein, er sät vielmehr, noch bevor er eine Furche gezogen hat. Ist nämlich die Zeit der Aussaat gekommen, so legt er auf seinem vorjährigen Ackerfelde einfach ein Feuer an. Dies frischt Stoppeln und Unkraut weg, wie sich's eben gerade trifft; so macht er die Aussaat, d. h. er streut seinen Mais oder sein Amabelo (kaffrische Hirsenfrucht) einfach auf das trockene Erdreich, und dann erst wird der Same untergepflügt. Doch frage nach keinem wie! Die Ochsen sind meist wild, der Kaffer ebenfalls hitzig und des Pflügens unkundig, desgleichen die Treiber — der Pflug läßt auch zu wünschen übrig und so wird die eine Furche tief, die andere seicht, hier springt der Pflug aus dem Erdreich und greift erst nach so und so viel Schritt wieder ein, kurz, so und so viel Ackerland wird gar nicht oder nur halb gewendet; hier bleibt der Same offen liegen und dort kommt er einen halben Schuh tief unter den Boden, zumal da der Kaffer sein Feld nicht eggt, aus dem einfachen Grunde, weil er keine Egge hat. Die Folge liegt auf der Hand: kommt der Same zum Keimen, so fehlt dem einen Pflänzchen das nötige Erdreich, während sich ein anderes nur mühsam durch die Schollen durcharbeitet. Das eine Samenkorn geht früher auf, das andere später, ein drittes kommt gar nicht, während ein vierter unter der afrikanischen Sonnenhitze schon wieder verwelkt, nachdem es kaum aus dem Boden gekommen.

Der Europäer jätet auf seinem Maisfeld hierzulande wenigstens zweimal; das erstmal, wenn die aufgehende Saat etwa eine Handbreite hoch ist, das zweitemal, wenn sie in die Halme schiebt. So verlangt es das Klima, denn zur Sommerszeit, wenn die vielen Regen kommen, wächst einem das Unkraut sozusagen unter der Hacke nach, und greift man nicht rechtzeitig ein, so kommt der Mais nur kümmerlich in die Höhe. Dies alles weiß der Kaffer recht gut, er sieht auch, wie fleißig sein weißer Nachbar am Jäten ist, doch ihn kümmert es nichts. Er macht es einfach, wie sein Vater und Großvater auch getan, d. h. er wartet, bis das ganze Ackerfeld voll von Unkraut ist. Vorher einzugreifen hält er gar nicht der Mühe wert. Er will nur einmal die Arbeit damit haben und dann möglichst schnell damit fertig sein. Deshalb lädt er seine Nachbarn und Bierfreunde zum gemeinsamen Jäten ein. Diese kommen auch, denn nach ein paar Tagen haben sie sich ihrerseits der gleichen nachbarlichen Aushilfe zu erfreuen. Vor Beginn der Arbeit setzt man sich zusammen und spricht fleißig dem Utschvalakrige zu; denn woher soll man denn eine Kraft nehmen, wenn man nichts im Leibe hat? Schüchtern und spröde zeigt sich der Kaffer an fremdem Tische gar nicht. Ist die ganze Gesellschaft schon ziemlich angeheitert, dann bricht man auf zur Arbeit. Nun geht's aber los! Der Eigentümer darf buchstäblich froh sein, wenn ihm die übereifigen Gehilfen nicht „das Unkraut samt dem Weizen“ ausreißen. Alle Ermahnungen zu einer ruhigen, soliden Arbeit sind da fruchtlos. Der große Haufen hat nur ein Verlangen, mit der lästigen Arbeit möglichst bald fertig zu sein.

Zu verwundern bleibt nur, daß der Schwarze bei solchen Schlendrian überhaupt noch eine Ernte erzielt, manchmal sogar noch eine ziemlich gute. Sein